

Salz auf die Wunde der Vernunftⁱ

Wer kennt schon Racalmuto. Nichts, keine denkwürdige Katastrophe, kein großes Verbrechen, niemand, der es berühmt gemacht hätte. Das öffentliche Gedächtnis ist brutal. Es hält sich ans Ungewöhnliche. Was sonst noch der Fall ist, bleibt, in mehr als einem Sinne, auf der Strecke. Doch wie viele solcher namenlosen Orte gibt es, die zwar einen Namen haben, aber nicht der Rede wert sind. Wo Leute leben, denen es in schlechten Zeiten noch schlechter, in guten kaum besser geht. Die ‚große‘ Geschichte, sofern sie sie erreicht, kommt meist als böser Gast; und obwohl sie sie erleiden, bleibt ihnen nicht einmal eine nennenswerte Leidensgeschichte.

Doch gerade dies ist, im doppelten Sinne, der Ort der Literatur. Sie schaut nach unten und innen; auf den Einzelnen, mit Ansehen der Person, und rettet ihn aus der Unansehnlichkeit, zu der ihn das Große und Ganze verurteilt. Noch das Unbedeutendste vermag sie zu einer Aussage zu bewegen und es bedeutend zu machen. Ist das nicht ihre Art von sozialer Gerechtigkeit? So gesehen ist dies aber vor allem der Ort des sizilianischen Geschichtenerzählers Leonardo Sciascia (1921-1989). Ihn leuchtet der größere Teil seiner nuancierten literarischen Schwarz-weiß-Filme aus. Den Blick dafür und den passenden Ton hat er sich in seinem ersten Buch erschrieben (das unter dem etwas aufgespreizten Titel „Salz, Messer und Brot“ auf Deutsch erschienen ist). Es hat ihn, nicht zuletzt durch Italo Calvino, sofort berühmt gemacht. Das ist erstaunlich. Denn literarische Feinkost wird kaum geboten. Das Anziehende, Gewinnende spricht gerade aus seinem Werkstattcharakter. Ob gewollt oder nicht: die noch sichtbaren Spuren der Herstellung offenbaren jemanden auf der Suche nach einem Stil, der Haltung zeigen will. Wir sind in der Nachkriegszeit; verloren haben den Krieg alle, zumal die kleinen Leute. Und hier kommt Racalmuto ins Spiel. Es ist der Geburtsort Sciascias. Hier ist er aufgewachsen; hier war er Volksschullehrer bis 1956. Von dieser Zeit legt sein Buch Zeugnis ab. Es literarisiert diesen vergessenen Ort, um ihm eine Geschichte der Vergessenen abzugewinnen.

Keine Frage, er weiß in Land und Leuten zu lesen wie kaum ein anderer. Keine sprechende Episode, Anekdote, Begebenheit, die seiner narrativen Aufnahmetechnik entginge; nichts, was sie essen, worüber sie reden, was sie wollen, wie sie wählen (- im übrigen ein durchsichtiges Versteckspiel). Doch die Aufzeichnungen seines Blicks halten, und das ist das Format Sciascias, nicht bei naturalistischen Milieustudien und Genremalereien inne: er schreibt mit offener Absicht. Was ihn bewegt, teilt eine subtile Namensverschiebung des Ortes mit. Aus dem geographischen Racalmuto wird das literarische Regalpetra. Beides sind – programmatisch – sprechende Namen. Zwischen ihnen spielt sich

das „Elend“ ab, dessen „Anatomie“ Sciascias Erzählen sein will. – *muto* benennt die Ursache. Die meisten in Racal-muto leben schlecht, weil sie, wenn es nötig gewesen wäre zu reden, *stumm* (‘muto’) geblieben sind: aus Unmündigkeit, Ohnmacht und weil niemand das Wort für sie ergriffen hat. Die Folge: *Regalpetra*. Weil nichts ausgesprochen wurde, sind die Verhältnisse *versteinert* (-*petra*), – und weil sie zementiert sind, sagt niemand (mehr) etwas, das sie verändern könnte. Schuld sind die da ‚oben‘, konkret ‚König‘ (*Racal-/Regal-*) Philipp II., der 1576 Racalmuto zur Grafschaft erhob, de facto aber der Herrschaft von Don Girolamo unterwarf. Sciascia hatte sorgfältig in Chroniken recherchiert. Seitdem wechselten die Regime bis hin zum Faschismus Mussolinis, danach zur Mafia (Gegenstand der drei großen Romane „Tag der Eule“, „Jedem das Seine“; „Der Zusammenhang“); stets aber blieben Herren und Leidtragende das Fundament.

Diese Teufelskreise von Schweigen und Herrschen, von Obrigkeit und Untertanengeist wollten Sciascias Bücher stören. Mit ihren Mitteln: der Sprache. Dafür nehmen sie die Position einer Stimme von ‚unten‘ ein – nicht nur um zu sagen, was andere nicht wagen oder können. Sciascia will mehr: er hat Ethos, und so wie dieses erste Buch erzählt, macht es im Grunde Zeugenaussagen vor dem Gerichtshof des sozialen Gewissens. *Regalpetra* ist der exemplarische Schadensfall für ein Sizilien, das seinerseits „Metapher“ ist für die ideelle Versteppung und Verwüstung Europas. Keine Frage, der Tonfall der Fünfziger Jahre fällt heute noch mehr auf als damals; die Zeit des Existentialismus, des Neorealismus, von Antonio Gramscis Briefen aus dem Gefängnis, Horkheimers und Adornos „Dialektik der Aufklärung“, den „Fahrraddieben“ von Vittorio de Sica; Fellinis „Nächten der Cabiria“ und „Bitterer Reis“ mit Silvana Mangano. Sciascia wurde davon gewiss berührt, ohne jedoch darin aufzugehen. Aber zweifellos war er engagierter Schriftsteller bis hin zum Abgeordneten im italienischen Parlament.

Worin dieses Engagement seinen Halt hat, glaubt gerade der erste Erzählband Sciascias noch offener angeben zu müssen als Späteres. Alle seine Bücher – im Grunde ist es ein einziges – stellen sich „als Geschichte einer kontinuierlichen Niederlage der Vernunft“ dar. Sciascia ist Aufklärer im Lichte Siziliens: d.h. an dessen Unvernunft sollt ihr die Vernunft erkennen. Die Anlässe, die diese „Insel des Wahns“ dafür bietet, scheinen so unerschöpflich, wie die Geschichten, in denen sie sich entlädt. Die Aufnahmen, die dieser Band nebeneinander legt, streuen alle von jeweils einer anderen Seite Salz auf die große Wunde, die Sciascia narrativ zu kurieren sucht: auf Entrechtung und Entwürdigung, den bösen Schatten jeder Macht- und Herrschaftsausübung. Dazu dient der teleskopische Blick zurück in die Geschichte *Regalpetras*, das überall sein könnte, nicht nur auf Sizilien. Wer tagaus,

tagein damit beschäftigt ist zu überleben, bleibt in einem unaufgeklärten Sinne dumm und einfältig für andere, die vorgeben, besser und weiter zu sehen – um doch stets Opfer des eigenen kurzen Blicks zu werden.

Eindrucksvoll in dieser Hinsicht ist die „Chronik“ über die faschistische Kindheit des Autors. Ohne weiteres sagt er ‚ich‘; ungeniert zeigt er die Faszination, die Mussolinis Bewegung auf den Jungen ausgeübt hat und wieviel sprachliche Aufklärung es brauchte, um zum Antifaschisten zu werden. Für deutsche Wahrnehmungen verblüffend heißt es (rückblickend): „Ein Leben ohne den Faschismus konnte ich mir nicht vorstellen“. Aber diese Leichtfertigkeit sollte nicht täuschen: sie ist selbst Teil der gesuchten Wahrheit. In ihr spiegelt sich die Unmündigkeit von so vielen, die wenig oder nichts waren (und hatten), und durch die Sprache der ‚Partei‘ glauben konnten, endlich auch dazuzugehören, einmal auf der richtigen Seite zu sein. Mussolinis Kolonialfeldzug gegen Äthiopien wirkte sich dann so aus: „Wir waren ein Volk von Helden“. Weil wir keine Chance zur selbsttätigen Vernunft hatten, müsste man im Sinne Sciascias hinzufügen.

Anderes mehr ließ sich unter dem literarischen Vergrößerungsglas Regalpetras zum Vorschein bringen. Etwa Kinderarbeit, die die Schule – und die Schüler marginalisiert; wie Familien durch die Rekrutenaushebung der Lebensunterhalt einbricht; und dann vor allem die elende Arbeit in den Schwefelgruben und Salzbergwerken und dazu, als Refrain, die erbärmlichen Tageslöhne, mit den entsprechenden Krankheiten und Sorgen. Von der Eselsbank ist die Rede, wo die Schulkinder sitzen, die, ohne dass sie etwas dafür konnten, nicht mitkamen; vom Notausgang der Emigration; von der Gabe der Politiker, 1923 eine Wasserleitung zu beschließen, 1938 die Rohre zu beschaffen und sie 1950, recht und schlecht, fertigzustellen; und von ehrenvollen Begräbnissen, als dem Höhepunkt eines ehrlosen Lebens.

Soweit so gut für einen, der auszog, den Menschenverstand hinter ihren Mangelerscheinungen zu suchen. Doch ob seine sizilianische Chronik schon deshalb berühmt geworden wäre? Er war ja nicht der einzige, der sich dem Sozialen verschrieb. Fünfzig Jahre danach scheint ein anderes Motiv lebendiger: Sciascia hat einen Ton, einen Stil erfasst, der es erlaubte, nach dem Weltkrieg wieder die Sprache zu finden. Konnte man jetzt noch den Idealen der Aufklärung und der Französischen Revolution das Wort reden, wo sie soeben ihren größten Zusammenbruch erlebt hatten?

Schreiben, engagiertes zumal, hatte ein enormes Glaubwürdigkeitsproblem. Ihm zu begegnen, das war Sciascias literarischer Ort. Als Frage: wie lässt sich authentisch über die offenbar gewordene Inauthentizität schreiben? Vor allem deswegen ist sein erstes Buch

interessant. Er macht, exemplarisch, die Wirklichkeit zum Dokument. Chroniken, Archive, Register, Statistiken sollen belegen, dass es so ist. Das Ich geht in die Rolle eines betroffenen Protokollanten. Wo ein bindender Zusammenhang fehlt, kann es da noch ganze Geschichten geben? Neunmal nimmt das Erzählen deshalb seinen Tatbestand neu auf; und jedesmal so, als ob es nur noch darum ginge, am Boden der Existenz Bruchteile eines abgestürzten humanitären Ideals zu sammeln. Dazu der Rückzug ins Abgelegene und ins Kleine Siziliens, wo menschliche Niederlagen Tradition haben. Aufgefangen wird deren Chronik von einer nüchternen, ebenerdigen Sprache. Sie stützt sich aufs Naheliegende – um jeder öffentlichen Plakatsprache zu entgehen; scheut sich nicht vor Fakten und stofflicher Sättigung; Gattungs- und Stileinheit scheinen nebensächlich. Die Dinge sollen für sich selbst sprechen.

Andererseits aber scheut sich Sciascia keineswegs, die Grauschaffuren seines Erzählberichts gleichzeitig subjektiv wieder zu unterlaufen. Nicht nur dass er ‚ich‘ sagt. Er führt sich als einer von ihnen ein, Sympathisant (und Sympathieträger) in einem. („Ich empfinde unsägliches Unbehagen und Pein“). Unverhohlen parteiisch wird emotionalisiert, aber auch ironisiert und mit kräftigen, bodennahen Vergleichen ausgeholt. Und der Lehrer Sciascia kann sich nicht enthalten, öffentliche Aufgaben zu verteilen, etwa in der Art: man müsste „angemessene Gesetze für diesen Ort“ machen. Bei Wohlmeinenden war damit der Erfolg vorherzusehen. Andererseits machte er sich dadurch politisch und ideologisch angreifbar. Dagegen zu sein ist wohlfeil, vor allem, wenn er, so die Kritik, selbst nirgends einen Ausweg hat. Im Grunde trifft ihn der Vorwurf, mit dem schon Max Nordau Mallarmé erledigen wollte: er sei ein Poet ohne Hände. Auch in kritischer Hinsicht haben seine frühen Erzählungen also etwas für sich. Sie erinnern daran, dass engagierte Literatur entlang einer sensiblen Grenze operiert: je offensichtlicher das Engagement, desto schlechter in der Regel die Literatur. Sciascia wusste es wohl und fing es mit der Bemerkung auf, er sei ein „unreiner Schriftsteller“.

ⁱ LEONARDO SCIASCIA: *Salz, Messer und Brot*. Sizilianische Geschichten. Aus dem Italienischen übersetzt von Sigrid Vagt. Wien (Paul Zsolnay) 2002. – Original: *Le parrocchie di Regalpetra*. Bari (Laterza) 1956.